

Rudolf Maresch, Florian Rötzer (Hg.): Cyberhypes. Möglichkeiten und Grenzen des Internet

Frankfurt/M.: edition suhrkamp 2002, 270 S., ISBN 3-518-12202-9, € 11,-

Wenn neue Medien erfunden werden und sich ausbreiten, wenn sie symbolische und soziale Räume neu arrangieren und sich dadurch für den Nutzer dieser Medien eine Zukunft abzeichnet, in der ökonomische, soziale und andere Karten neu gemischt werden, dann setzen sofort sowohl affirmative als auch kritische Begleitdiskurse ein. Aus der Sicht der Mediengeschichtsschreibung stellen solche feuilletonistischen oder pseudotheoretischen Wortmeldungen eine zuverlässige Konstante dar, die erwartungsgemäß auch bei der Ausbreitung des digitalen Netzmediums zu beobachten ist: Die Bandbreite publizistischer Erregung reicht diesmal von den „Cyberhypes“ bis zur „Hyperkrisis“, wie die Herausgeber des

vorliegenden Bandes ironisch vermerken (S.25). Schrille Medieneuphorie und schmallippige Bocksgesänge wollen Rudolf Maresch und Florian Rötzer allerdings gerade vermeiden und setzen auf Momentaufnahmen, die Horizonte möglicher Entwicklungen öffnen. Der Band ist in der Tat – um es gleich vorweg zu sagen – rundum gelungen, auch wenn regelmäßigen Lesern der Telepolis, dem Online-Magazin, dessen Chefredakteur Rötzer ist, einiges bekannt vorkommen dürfte.

Die Beiträge sind jedenfalls auf gelungene Weise klassisch „vernetzt“ und schlagen einen großen Bogen von akribischer und kenntnisreicher Geschichtsschreibung bis hin zu esoterischen Netzvisionen. Kritik und Utopie werden dabei fast immer rückgebunden an konkrete Erfahrungen und Tatsachen – und unterscheiden sich dadurch wohltuend von den oben erwähnten schrillen Auslassungen mediengängiger „Medienexperten“. Ronda Hauben etwa beschreibt die Entwicklung des Internet in ihrem aufschlussreichen Aufsatz aus institutionsgeschichtlicher Perspektive: In den späten fünfziger Jahren richtete die US-Regierung unter den Bedingungen des kalten Krieges eine Behörde zur Förderung von Grundlagenforschung ein, um den technologischen Vorsprung gegenüber der Sowjetunion aufrechterhalten zu können. Unter der Leitung des Psychologen Licklider unterstützte und koordinierte die *Advanced Research Project Agency (ARPA)* von 1961 an innovative kybernetische und informationswissenschaftliche Forschung. Unter anderem gingen daraus so wegweisende Entwicklungen wie das ARPANET und TCP/IP hervor. Hauben nimmt mit ihrer Arbeit einen Aspekt der Medienentwicklung unter die Lupe, der sonst wenig Beachtung findet. Maresch beklagt in seinem Beitrag zurecht diesen „soziologischen Beobachtungsverschluss“, unter dem die „programmierende Macht“ stehe. Statt den „Vorraum der Kommunikation auszuleuchten, der sich aus versteckten Privilegien, Hierarchien und Vorrechten aufbaut und System- und Benutzerebene, Kommandozeile und Bildsymbole strikt trennt“, beschränke sich beispielsweise die Systemtheorie naturgemäß auf die Interaktion des Users mit der Benutzeroberfläche. Aber auch die geisteswissenschaftliche Medienforschung trifft trotz einiger interessanter Einsichten laut Maresch nicht den Punkt, weil sie in der Regel im disziplinären Rahmen der Ästhetik und der Literaturwissenschaft verharre. Man kommt tatsächlich in den meisten Fällen nicht umhin, diesem Befund zuzustimmen. Blicke nur noch hinzuzufügen, dass sich die beiden Grundströmungen der Medienforschung, die Maresch hier anspricht, nämlich die soziologische und die philologische, auch untereinander nicht grün sind, so dass in Anlehnung an seine Kritik mindestens zwei miteinander verknüpfte Hemmnisse für einen Fortschritt der Medienwissenschaft auszumachen sind: Die Medienforschung lehnt sich immer noch zu stark an ihre jeweiligen sozial- oder geisteswissenschaftlichen Ursprungsdisziplinen an und vertut dabei regelmäßig die Chance, genuin medienwissenschaftliche Forschungsfelder zu strukturieren, über die sich Soziologen und Philologen gleichermaßen verständigen könnten. Es wäre beispielsweise eine Medienwirkungsforschung vorstellbar, die auf empirische Grundlagen nicht verzichtet und sich dennoch

nicht in Mikroanalysen verliert. Maresch erwähnt noch einen weiteren typischen Fall medienwissenschaftlichen Scheiterns. Die Disziplinen der Medienforschung hätten es bislang noch nicht geschafft, einen allgemeinen und wissenschaftliche Analysen leitenden Medienbegriff hervorzubringen (S.61). Maresch übersieht bei diesem Kritikpunkt zwar, dass einige einflussreiche Medienforscher wie etwa Ulrich Saxer genau dieses Ziel verfolgen. Richtig ist aber, dass solche Ansätze gerade aufgrund der mangelnden Einheit der Medien- und Kommunikationsforschung nicht ihre volle Wirkung entfalten können. Aber mit solchen Überlegungen wird der Rahmen von „Cyberhypes“, in dem es ja um das Internet geht, bereits überschritten. Wie jedenfalls eine Berücksichtigung der „programmierenden Macht“, also vorwiegend der politischen und ökonomischen Interessen, aussehen könnte, skizzieren in diesem Band auf anregende und aufschlussreiche Weise Richard Barbrook, Douglas Rushkoff, Geert Lovink, Christian Ahlert und Florian Rötzer. In ihren Beiträgen werden unter anderem einige der populären Internet-Mythen der palavernden Medientheorie in Frage gestellt – sie sollten daher schon zum Zweck der Schadensbegrenzung in jeden Seminarreader zur Einführung in die Netzwissenschaft aufgenommen werden.

Aus einer kunstwissenschaftlichen Perspektive auf die digitalen Medien erwähnt der Literaturwissenschaftler Gundolf S. Freyermuth den in der Tat grundstürzenden Einfluss der Digitalisierung der Bild- und Tonmedien auf Wahrnehmung und Genredefinitionen. An diesen Entwicklungen werden zukünftige Theorien der Bildmedien, also etwa die Fotografieorie oder die Filmwissenschaft, sich verstärkt zu orientieren haben und einige liebgewonnene Quasi-Axiome dem theoriegeschichtlichen Archiv überlassen müssen. Freyermuth sieht etwa den „kategorialen Sprung der Filmkunst von einer analog-abbildenden zu einer digital-bildenden Kunst“ als bereits vollzogen an, weil sich nun erstmals in der Geschichte des Kinos „laufende Bilder in fotorealistischer Qualität fabrizieren“ lassen, „die auf kein materielles Gegenstück mehr verweisen.“ Der Film sei daher nicht länger „die einzige Kunst, die ihr Rohmaterial mehr oder weniger intakt lässt“ (S.223f.).

Dieser schmale Band löst mit solchen Ausblicken durchaus den Anspruch ein, „Horizonte beim An- und Ertasten des Neuen und des Übergangs“ zu öffnen, auch wenn durch unbestreitbare technische Vorteile des Netzmediums die vom schwerfälligeren Buchdruck verbreiteten Einsichten tatsächlich schnell überholt werden könnten, wie die Herausgeber einräumen (S.26). Die Gefahr besteht tatsächlich: Das Buch erschien 2001, diese Rezension 2002 – weiß jetzt noch jemand wie das Netz um 1999/2000 aussah, als die Beiträge für „Cyberhypes“ verfasst wurden?

Stefan Hoffmann (Mannheim)